

477  
Blätter

für

Scherz und Ernst.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DUSSELDORF

Düsseldorf, Montag den 7. Januar 1828. Felleunde Nr. 1929 Nv

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.)

No. 1.

Di. Bohnenkönigin.

In der zahlreichen und ausgebildeten Familie der verwitweten Gräfin Mailand, wo manche gute alte Sitte mit dem besten Ton der neuern Zeit vereinigt war, herrschte der freundliche Gebrauch des unsern Lesern gewiß bekannten Bohnenfestes am Dreikönigsabend, wo die scherzhafte Auszeichnung der königlichen Würde dem oder der Glücklichen zu Theil wird, der in einem dazu gebackenen Kuchen die mystisch darin verborgene Bohne seinem Stückchen einverleibt findet, und dann, wie ehemals der Doge von Venedig, zwar nicht weiß, doch aber ein Jahr seine Würde zu behaupten vermag, mit welcher er Hof- und Ehrenstellen austheilt, Gnaden und Gunstbezeugungen spendet, je nachdem er für diesen letzten königlichen Vorzug empfänglich ist. Ist schon in den frühern Jahren des ungetrennten Zusammenlebens, wo die drei Söhne und vier Töchter der väterlichen Wittve noch auf demselben jetzt verlassenen Schloß, gleich hoffnungsvollen Del- und Nebenplanzen, die Tafelrunde bildeten, hatte ihnen dieses Fest manche schöne Freude und heitern Scherz gegeben; und nachdem in dem Flügelschwung der Zeit sich die Bande des Familienvereins gelöst hatten, die Junglinge als Männer zu verschiedenartigen Bestimmungen und die Jungfrauen in die Arme würdiger Mütter geführt, den Vater auf die Mohnen des Graues gebettet, und die edle Einsame, seine Wittve, untrauernde Zypressen versetzt worden war, erinnerte jedes von ihnen, wenn es an den wolkenlosen Morgen der Jugend dachte, an diesem Tage der frühern anmuthigen Feier desselben.

Nach langen Jahren ward der edeln Mutter der heiligste schönster Augenblick zu Theil: am Sylvesternachabend waren mehrere der geliebten Kinder und Enkel zu ihr eingetroffen, und jeder Tag des neuen Jahres brachte die willkommenen Besuche gesteigert, bis sie eben am Dreikönigstage die Häupter ihrer Lieben wahrnehmen konnte, ohne eins zu vermissen; denn noch am Abend war ihr jüngster Sohn Edmund von seinem fernsten Regimente angelangt; und damit nichts ihrer Freude fehle, auch ihr einziger geliebter Bruder,

der fast zwanzig Jahre in Amerika gelebt hatte, und mit dem Generalstitel und einem ansehnlichen Vermögen, aus Liebe zu ihr, ins Vaterland zurückgekehrt war, künftig bei ihr zu leben und zu sterben.

Bei einem so fröhlichen Verein war es wohl kein Wunder, daß alle Bilder der jugendlichen Vergangenheit in ihrem Rosenschimmer erwachten, und die Gemüther mit süßen Erinnerungen füllten; so entstand jetzt einmüthig der Gedanke, auch das beliebte Bohnenfest wieder zu feiern, und bereitwillig ging die beglückte Mutter in die allgemeinen Wünsche ein.

Man setzte sich nieder zum Freudenmahl, scherzte, lachte, freute und neckte sich, trank bald aus grünen Römern die edle Frucht des Rheingau's, bald aus langhaltigen, feinen Gläsern den brausenden Nektarschaum der Champagne, bis endlich eine vortreffliche Symphonie ertönte, die Flügelthüren des Saales weit sich aufthaten, und ein reizend schönes junges Mädchen eintrat, einen gigantischen Kuchen tragend, den sie, die Versammlung anständig mit leichter Verbeugung grüßend, auf die Tafel setzte, und dann bescheiden hinter den Stuhl der Gräfin sich zurückzog.

Als sey ein Feenkind unter sie getreten, war die männliche Gesellschaft von ihren Sigen in die Höhe gefahren, und hing mit Blicken der Verwunderung an dieser Psychengestalt, während die Frauen ihr lächelnd und freundlich zunickten, und anmüthig winkten.

„Um Gott, Schwester,“ rief der General, „was hast du da noch für einen Engel?“

„Still, Bruder!“ antwortete freundlich die Matrone: „Verdirb mir mein Blond-Klärchen nicht! Sieh, ganz roth ist sie geworden über deine Galanterie. Du sollst nächstens mehr von meinem Pflegkind erfahren; jetzt nur so viel: sie ist die Gefährtin der Einsamen, die Pflegerin der Kranken, die Stütze der Gebrechlichen und mein Trost in den Tagen, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht!“

Bei diesen Worten strich die edle Dame zärtlich über Klärchens Wange, das sich mit dankbarem Kuß auf ihre Hand neigte. Ein herrliches Tableau! denn die langen, blonden Locken, die ihr über die Schultern fast bis auf den Saum des grünen idealischen Gewan-

des fielen, umwallten sie jetzt wie ein goldener Schleier, und berührten den Boden; das reizende Gesicht aber erhob sich wie eine Rosenknospe aus der Blätterhülle. Alles empfand den Einfluß so vieler Unschuld und Amuth, und Graf Edmund, der stehen geblieben war, bot ihr jetzt mit Nettigkeit den Sitz an der Tafel an; als Klärchen sich aber verlegen weigerte, streckte die Gräfin Amadee, seine jüngere Schwester, lachend die Arme aus, und zog das Mädchen neben sich nieder.

„Sie erlauben, chère maman!“ rief sie, „Blond-Klärchen muß den Bohnenkuchen mit essen helfen, den Sie so schön gebacken hat.“

„Von Porzen gern, meine Tochter!“ antwortete die Matrone, und Alle gaben mit freudigem Geräusch zu erkennen, wie angenehm ihnen dieser Einfall sey.

Der Kuchen ward nun von dem ältesten Sohn des Hauses symmetrisch in eben so viele Theile zerschnitten, als Gäste an der Tafel waren, und selbst die jubelnden Enkel bekamen gleich den Uebrigen ihr Stückchen. Alle forschten begierig nach der verhängnißvollen Bohne; aber kaum hatten Klärchens Rosenfinger das übrige zerbrochen, als diese ihr in die Augen fiel. Sie erröthete, und hätte den Vorzug, der ihr so unerwartet, und wie sie meinte, so unverdient zu Theil ward, lieber verborgen; aber die Falkenblicke der Gräfin Amadee hatten Alles schon errathen. „So recht,“ rief sie in freudiger Aufwallung: „Dem Verdienste seine Krone! Klärchen ist Bohnenkönigin, und das Schicksal hat sich für die Jüngste von uns entschieden!“

Alle sprangen auf, und unter allgemeinem Jubel brachte man der neuen Regentin den Glückwunsch; Graf Edmund war nicht der Letzte, ihr zu huldigen. Verlegen, beschämt stand das gute Kind, nicht wissend, ob sie die Ehre, die ihr zu Theil ward, ablehnen oder annehmen sollte.

Ein begütigender Blick ihrer Wohlthäterin wies sie indessen zurecht, und sich verbeugend dankte ihr Klärchen. — Gleich darauf trat sie aber mit Amuth und würdevollem Liebreiz ihre Rolle an, und sagte: „Ich bin wohl nicht die Erste, die das Geschick aus der Niedrigkeit auf einen hohen Standpunkt versetzt; ob ich gleich immer, wie der Redner im Menschenton, dem Himmel gedankt habe, daß ich nur einen einfachen Kastorhut, keine goldene Krone trage. Da mir nun aber unverdienterweise eine solche von Blumen zufällt, so bitte ich besonders die edeln Damen meines Hofes, die junge Regentin mit ihren weisen Rathschlägen zu unterstützen.“

Ein lautes Vivat- und Beifallrufen unterbrach die purpurroth erglühende Rednerin; nur eine Stimme verkündete, wie zufrieden man sey mit der Wahl des Schicksals, und Amadee nahm die zierliche, auf der Tafel stehende Blumenkrone, um sie auf das blondumlockte Haupt der jungen Königin zu setzen, welche darauf um Ertheilung der Ehrenämter und Gnadenbezeugungen gebeten ward.

Auch hier bewies sich Klärchen zartfüßig und verständig. Sie wählte die Gräfin Mutter zu ihrer Obersthofmeisterin, und ertheilte ihr einen Schmuck von köstlichen Perlen, „den Thränen des Dankes gleich,“

sagte sie gerührt, „die wie abendliche Thautropfen ihren Pfad umglänzten;“ den General ernannte sie zum Staatsminister, und zierte ihn mit dem Verdienstorden; an die Gräfinnen vertheilte sie Hofdamen, und an ihre Gatten, nach ihren Neigungen, Oberforst, Stallmeister-, Obersten- und Kriegsminister-Stellen, selbst die Kinder wurden nicht vergessen, und zu Pagen und Ehrenfräuleins ernannt.

Da sie mit ihren Erhebungen die Tischreihe befolgt hatte, war Graf Edmund der Letzte noch Unbeschenkt. Er hatte den unaussprechlichen Liebreiz, die geistige, der körperlichen Amuth ähnliche Kraft der jungen Hebe fast eingeathmet; denn er saß da wie bezaubert und in ihrem Publick verloren. Jetzt wandte sie sich an ihn, wollte sprechen, aber der Strahl seines Flammenauges fiel verwundend in das übrige; sie senkte es, und schwieg in lieblicher Bewunderung. Da faß Amadee ihr zu Hülfe.

„Wie, Ew. Majestät,“ rief sie scherzend, „Ihnen die Gnadenbezeugungen, nach so viel verdienstlichen Beweisen Ihrer Huld, nun ausgegangen, oder scheint Ihnen dieser junge Marssohn so schwer zu befriedigen? Ernennen Sie ihn zu ihrem Kabinetssekretär, wenn ich wagen darf, Ihnen einen Vorschlag zu thun. Er besitzt alle Erfordernisse zu diesem Biretamt, trotz des schwarzen Näschechens, das er so gewöhnlich unter der Nase trägt, und hat sogar zuweilen dichterische Begeisterungen, die er gar nicht übel auf Guitarre singt; und ich wollte wetten, daß er eben jetzt eine solche empfindet.“

„Nein, lieber zum Hofpoet!“ lachte der joviale Husarenmajor, ihr Gemahl: „Und zum Beweis, daß er die Stelle verdient, soll er sogleich in französischer Versen das Lob unserer Königin besingen.“

Edmund schien das keine unwillkommene Aufgabe zu seyn. Er begann unverzüglich mit feinerer und richtiger Deklamation zu Klärchen hingeneigt:

Vous avez la fraîcheur et l'éclat de la rose,  
Elle est reine des fleurs, vous l'êtes des amours,  
Votre destin pourtant diffère en quelque chose,  
Elle plait un moment, vous plairez toujours.

Abermals erhob sich ein lauter Beifallsrusch, während dem Klärchen das Köpfschen auf die Brust neigte, wie die Purpurrose im Sonnenstrahl, ohne ein Wort zu wagen. — Die muntere Amadee brach ein beerzweig von einem der im Saal gepflanzten Bäume, die mit blühenden Oleandern umschwebte ihm der Königin überreichend, bat er, ihm damit in seiner Würde zu bestätigen, Klärchen suchte jetzt einige verbindliche Worte, die Edmund auf's neue begeisterten. Er fuhr fort:

Pourquoi de ce don enchanteur  
S'emparer de mon pauvre cœur?  
Ne suis-je déjà son esclave?  
M'enchaîneriez-vous d'avantage?  
Echaufferez-vous mon encens?  
La rose fraîche et suave  
Inspire seule les talens;  
L'adorer c'est mon avantage.

(Schluß folgt)

## Schein und That.

Eine schaudererregende Mordthat trug sich im Sommer 1822 im polnischen Orte Mohilew zu. Einige russische Soldaten, welche beim Bau eines Krongebäudes beschäftigt wurden, verabredeten schon lange einen Raubanschlag auf einen jüdischen Gastwirth, bei dem sie ihre Zusammenkünfte hielten, und der, ihrer Meinung nach, einen bedeutenden Geldvorrath haben mußte. Bemerkenswerth bleibt der Umstand, daß ein Unschuldiger dafür leicht die härteste der Strafen hätte erdulden können, die aber noch glücklicherweise durch das Geständniß des einen der Mörder auf dem Todtbette von ihm abgewandt wurde. Der Beschuldigte, ein Bauer, wechselt zufällig an demselben Tage, da das Bubenstück von den Soldaten ausgeführt wurde, bei der Frau des eben abwesenden jüdischen Gastwirthes, eine Banconote, und sagt, bei dieser Gelegenheit ihren bedeutenden Geldvorrath erblickend, vielleicht vom Branntwein etwas übernommen, scherzweise zu ihr: „Ey, ey, du hast viel Geld, das muß man Dir abnehmen!“ Die Jüdin jedoch, dem ihr befreundeten Gesellen so Arges nicht zutrauend, schweigt auf diese Bemerkung, welcher jedoch ein anderer fremder Bauer ein aufmerksames Ohr geliehen hat. — Man geht auseinander. Der Abend nähert sich — mit ihm nahe aber auch wirklich die Bösewichter der Herberge, und fordern, tief gegen Mitternacht den Einlaß. Als man aufmacht, fällt der Dienstfertige sogleich, von mehreren Messerstichen getroffen, todt zu Boden, während die Mörder unaufhaltsam in das Innere der Herberge und in das Zimmer der Wirthin dringen. Man will sich ihnen widersetzen; doch vergeblich! Ihre Anzahl ist beträchtlich. Mehrere hier nächtigende Bauern, die Dienstkente des Hauses, fallen unter den Beilhieben der Mörder; nur die Wirthin, und zwar im hochschwangeren Zustande, ist noch übrig. Als diese sich aber gar weigert, das verlangte Geld herauszugeben, empfängt sie sogleich mehrere Stiche in den Leib, die, wie natürlich, ein zweifach Leben gefährden, welches denn auch, bei fortdauernder Weigerung der Herausgabe des Geldes, auf eine Weise endet, — — — die meine Feder, des so Empörenden halber, nicht zu beschreiben vermag! — Mit dem Mord des selbst noch ungeborenen Wesens liegen dann — eilf Personen auf dem Plage. — Bald sind nun auch Kisten und Koffer erbrochen, geplündert, und die Buben, wahre Angehörige Belzebubs, mit dem ansehnlichen Raube entflohen. — Das Gerücht dieser Schauderthat verbreitete sich bald und traf auch den rückkehrenden Gatten der scheckenvoll gemordeten Jüdin, der arm und vaterlos die Hütte wieder betrat, die noch vor wenigen Tagen sein ganzes Lebensglück enthielt. Wer theilt nicht des Armen Schmerz, aber wer vermag ihn zu schildern? —

Der Verdacht fiel auf den redseligen Bauer, der eingezogen, in Ketten geschmiedet, den Gerichten überliefert und wiederholentlich verhört wurde. Er konnte natürlich nichts gestehen, da er unschuldig war. Alle Geißelungen halfen nichts, er ward in den Kerker zu-

rückgeschleift. Aber Gott ist gerecht (hört es, ihr Zweifler an einer allwaltenden Vorsehung!) und will nicht das Verderben des Unschuldigen! — Einer der Mörder, die im Stillen über ihr gelungenes Bubenstück triumphirten, wird krank, kommt dem Tode nah — und auf diesem furchtbaren Scheidewege, zwischen Zeit und Ewigkeit, der Ewigkeit . . . . . mahnte ihn der innere Richter mit furchtbarer Strenge und vernichtendem Ernste, sich der auf ihm lastenden Schuld zu entladen, einer Schuld, die selbst noch das Leben eines Unschuldigen gefährdet. — Der Reuige verlangt auch nach einem Priester, enthüllt ihm das Bubenstück, nennt alle Theilnehmer an demselben, und verlangt die letzte Delung, aber der Priester, erschreckt und vorsichtig, heischt die Wiederholung des so schrecklichen Geständnisses vor Zeugen, vor dem Chef des Sterbenden, dem er, nebst noch einigen andern Personen, sogleich davon Nachricht gibt. Sie erscheinen. Noch einmal beichtet der Reuige, noch einmal seufzt er aus angsterfüllter Brust und — stirbt, nachdem der Geistliche ihn noch zuvor auf die Gnade des Allbarmherzigen verwiesen und die letzte Delung gegeben hat. —

Der Entseelte und sein Geständniß erfüllt die Herzen aller Anwesenden mit unennbarem Grausen, aber auch mit Bewunderung über die Wege des Herrn. Dieser Gedanke ist ihnen ein Wink zur strengsten Ausübung ihrer Pflicht. Alle Bösewichter, die Theilnehmer an dem Bubenstücke, werden noch in derselben Nacht arretirt. Der Hingang ihres Genossen weckt auch bei ihnen das schlummernde Gewissen; sie gestehen — und werden dem Gerichte überliefert, das sie denn auch, nicht nur nach militärischen, sondern auch nach Civil-Gesetzen, der strengsten Strafe unterwirft.

## Die gute alte Zeit.

(Aus dem Französischen)

Ich träumte jüngsthin vom allgemeinen Auserstehungs-Tage. In einer unermesslichen Ebene sah ich mich mitten unter Menschen von allen Ländern und aus allen Zeiten; von dem Botekuten bis zu den Einwohnern von Peking; von dem „es werde Licht!“ bis zum gnadenreichen Jahr 1828. Nahe bei mir bemerkte ich eine meiner Tanten, eine alte Wittwe, von verjährten Gebräuchen ganz besetzt, hatte sie im vergangenen Jahre das Zeitliche gesegnet; ihre letzten Seufzer waren dem Bedauern der guten alten Zeit gewidmet. Auf einmal gewahrten wir einen Mann in der Hoftracht Ludwig XIV. „Ach gnädiger Herr,“ rief meine Tante, „Sie allein können den Verlust des Lebens beklagen, denn Sie haben den großen König gekannt! Sie haben das Jahrhundert des Ruhmes und der Galanterie gesehen!“ — „Alte Närrin!“ erwiderte der Mann mit der großen Perücke, „wollt' ihr meiner spotten? Krieg ohne Ende, Vertreibung eines Theils meiner Landsleute, Niederträchtigkeit mit stolzem Dünkel verbunden, und dazu noch religiöse Heuchelei, das ist's, was ich erlebte. Wollt Ihr von einer beweisenswerthen Zeit sprechen, so wendet Euch dort an den tap-

fern Mann, mit dem aufgestülpten Hut und der saltenreichen Halskrause; er lebte unter dem guten und tapfern Heinrich IV.“ — „Verwünscht sey die Zeit des königlichen Teufels IV.“ rief Jener aus. „Ich brachte mein Leben unter Bürgerkriegen, Vergiftungen, Meuchelmord und Hungersnoth hin. Die gute Zeit hatten jene Kühnen,“ fügte er hinzu, auf einem nahe stehenden Ritter in eiserner Rüstung deutend. — „Ihr irrt, Freund!“ versetzte der Krieger aus dem Mittelalter. „Hättet Ihr die Kronik besser inne, so würdet Ihr Euch des Unglücklichen erinnern, den man zu meiner Zeit als Zauberer zur Ehre Gottes verbrannte; der für die heilige Sache der Religion erwürgten Völker; des gemeinen Mannes, den sein Vasall ausplünderte, welchen wieder sein Herr beraubte, der seinerseits wieder unter der Tyrannei seines Königs seufzte, des Königs, den am Ende der Mönch quälte. Für die armselige Christenheit gab es nie ein Glück; davon kann allein der römische Bürger sprechen.“ „Unwissender,“ versetzte ein Mann in der Tunika, „du hast wohl nie weder Sueton, noch Tacitus, noch L. Livius gelesen; die Namen der Tibere, Caligulas, Nero's und Caracallas sind dir also nicht zu Ohren gekommen? Willst du von guten Zeiten sprechen, so wende dich zu jenem Soldaten mit dem krausen Bart, der die schönsten Tage unserer Republik kannte.“ — „Du hast gut reden,“ entgegnete der Kriegsmann; „Krieg ohne Ende, Tyrannen aller Art, Landesverweisungen, blutige Staats-Umwälzungen, das war unser Zeitvertreib. Du du glücklicher Sohn Griechenlands, sprach er zu einem Manne im griechischen Gewand, erzähle du uns von der Freiheit und dem Glück der Völker!“ „Freund, bist du verrückt,“ antwortete der Athenienser. Wir lebten in dem eisernen Zeitalter; in hundert kleine Staaten zersplittert, waren wir stets bereit einer den andern aufzufressen; die Uebel des Krieges machten nur der Ruthe der Tyrannen Platz. Wir strebten unaufhörlich nach Freiheit, aber in unsern Träumen von Aristocratie, Democratie und Oligarchie haben wir nie etwas Anderes als Zwiespalt und Slaverie gefunden. Wie wäre das Schicksal dieses Mannes mit der Tiare, der den Staub von den Füßen der großen Semiramis wegfüßte, hundertmal lieber gewesen.“ — „Welche Gotteslästerung!“ schrie der Perser; „Ninive, Ectabana, Babylon und Persopolis, schändliche Städte voll Laster, Zeitalter der Erniedrigung und des Elends, kann man sich ohne Schande darnach zurücksehnen? Nein, nie herrschte Friede auf der Erde, als zur Zeit dieses ehrwürdigen Mannes da; es ist Adam, unser gemeinsamer Vater, nur Er kannte die gute Zeit.“ — „Könnte dich doch die Schlange, die mich verdarb, in die Fersen stechen,“ versetzte vor Zorn erglühend, der Vater der Menschen. „Was soll mir dieser unzeitige Scherz mit deiner guten Zeit? Wir! es gab nur einen einzigen Mann auf der Welt, und doch fand meine Frau Mittel zu coquettiren; ich hatte zwei Söhne, und einer brachte den andern um. Nur den Engeln allein war das Glück vorbehalten.“ — „Das lügst du,“ schrie Lucifer mit donnernder Stimme. Die Engel haben eben so wenig in Frieden leben können, sie empör-

ten sich gegen Gott; und wenn der Schöpfer aller Dinge die Glückseligkeit gekannt hat, so war dieß nur, als er ganz allein war.

### Argumentum ad hominem.

Ein portugiesischer Edelmann erfuhr, daß sein Arzt, den er sehr hochachtete, in die Kerker der Inquisition geschleppt worden sey, unter dem Vorwande, ein heimlicher Jude zu seyn. Der Edelmann schrieb an einen der Inquisition die Bitte, den Arzt in Freiheit zu setzen, der ein so guter Christ sey, als er selbst. Trotz dieser Verwendung würde der Arzt, der auf der Folter, nur um sich von der gegenwärtigen Marter zu befreien, alles bekennt hatte, was man von ihm verlangte, zum Tode verurtheilt. Im höchsten Grade erzürnt, stellte sich der Edelmann tödtlich krank, und ließ den Inquisitor bitten zu ihm zu kommen, und ihm allein, von seinem Amte abhängigen Trost für seine Seele zu geben.

Als der Dominikaner kam, befahl ihm der Edelmann in Gegenwart einiger Bedienten, auf die er sich verlassen konnte, sich zum Judenthum zu bekennen, sein Bekenntniß niederzuschreiben und zu unterzeichnen. Da sich der Inquisitor weigerte, befahl er seinen Leuten ihm einen glühenden Helm, der zu dieser Absicht in einem großen Feuer lag, auf den Kopf zu setzen. Bei der bloßen Drohung legte der Mönch das verlangte Bekenntniß ab, schrieb es nieder, unterzeichnete es, und gab es dem Edelmann.

Sehen Sie jetzt das Ungeheure Ihrer Ungerechtigkeit ein; rief der Edelmann. Mein unglücklicher Arzt hat sich so gut wie Sie zum Judenthum bekant; nur mit dem Unterschiede, daß ihm allein die Dyalen ein Geständniß entreißen konnten, das ihnen schon die bloße Furcht davor entriß.

### Keine üble Spekulation.

Aus Berlin schreibt man: Die Nachricht, daß die ehemalige englische Schauspielerin, Miß Macanley, eine fromme Vorlesung über Matthäi Kap. 5. V. 42 (gib dem, der Dich bittet, und wende Dich nicht von dem, der Dir abborgen will) gehalten habe, erregte unter einigen deutschen dramatischen Künstlerinnen, wie man mit Bestimmtheit versichert, ein sehnsüchtiges Verlangen, ähnliche Vorlesungen zu halten, dergleichen ihnen bei der bekannten Vorliebe zu solchen Belustigungen durchaus einen günstigen Erfolg versprechen, und besser, als Concerte, rentiren m' en. Dich nicht ab von dem, der Dir abborgen will!“ — Welche ächt-christliche Lehre! Man flüstert sich zu, daß verschiedene dramatische Künstler, sobald erst die Damen reüssirt haben, ebenfalls Vorlesungen halten werden, und zwar über denselben Bibelspruch.